

(Nachdruck verboten.)

41) Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

Das Blatt war seinen Händen entfallen.

Er sah nach der Tür — sie war noch offen — schnell ging er hin und drückte sie ins Schloß. Nur allein sein. Dann ließ er sich auf einen Stuhl fallen.

Werkwürdig, wie ihn das traf. War es denn nicht selbstverständlich, daß Gilde Chabonne sich einmal verlobte? Und hatte er denn je geglaubt, sie werde sich mit ihm verloben? Nein, nicht einmal im Traum hatte er das gehofft. Darum hatte er ja auch nie die geringste Anstrengung gemacht, sie zu gewinnen. Er war ihr während des letzten Jahres fast völlig ferngeblieben, nicht eigentlich mit Absicht; aber da es sich so gefügt hatte, daß sie sich nur selten und flüchtig sahen, war es ihm recht gewesen. Vor einem Vierteljahr hatte er sie zuletzt gesehen, an einem Festabend der „Freue von 1880“, als er mit einem hübschen Mädchen zusammen ein Duett gesungen hatte. Das Fräulein Chabonne war an jenem Abend sehr still, sehr ernst, und obwohl freundlich, doch sehr zurückhaltend gewesen.

Und jetzt — verlobt! —

Er war längst wieder aufgesprungen und hatte instinktiv zu seinem Beruhigungsmittel gegriffen: zum Wandern. Auf und ab gehen, immer auf und ab, dann hat man das Gefühl der Bewegung, das Gefühl: Es geht vorüber — es geht vorüber.

Sie ist verlobt! Wie konnte sie ihm das antun! Saha — im selben Augenblick mußte er laut auflachen. Hatte sie denn die geringste Verpflichtung, auf ihn zu warten, auf ihn? Hatte er ihr das geringste Zeichen gegeben, daß sie auf ihn warten sollte? Hatte er überhaupt ans Heiraten gedacht? Nein, er, der als Präparand alles heiraten wollte, was ihm in den Weg kam, er hatte in den letzten Jahren das Heiraten als ein Ding angesehen, das noch in weiter Ferne liege; ja, es war ihm eine gewisse Beruhigung gewesen, daß es mit dem Kniefall und mit der langen Liebeserklärung in Periodenform noch gute Weile habe. Seine Arbeit, sein Beruf hatten sein ganzes Interesse aufgesogen.

Jetzt, jetzt mit einem Male wußte er's: Nur an Gilde hatte er gedacht, wenn er überhaupt an eine Frau gedacht hatte. Wenn er sich das Weib an sich gedacht hatte, das hehre Weib, das edle Weib, das holde Weib — nur an Gilde Chabonne hatte er gedacht, nur an sie. Wenn er Liebesgedichte gemacht hatte, platonisch-elegische Liebesgedichte in weinenden Odenstropfen — hatte er an sie gedacht. Jetzt wußte er's, daß er sich nur eine als sein Weib denken konnte: Gilde — und er begriff nicht, daß er das nicht gewußt hatte, bevor er diesen Brief geöffnet. Er begriff es nicht, weil er sich seiner Unreife nicht bewußt war. In ehrlicher Gedankenarbeit war sein Hirn über seine Jahre gereift; aber sein Herz war noch unreif wie ein Apfel im Frühling, und unreif war die Liebe in diesem Herzen. Jetzt, da das Schicksal einen tiefen Schnitt in dieses Herz getan hatte, entdeckte er die Liebe darinnen.

So fühlte er nicht den rasenden Schmerz des Betrogenen, Zurückgestohlenen; denn er hatte nicht die rasende Lust des Liebenden und Hoffenden gefühlt; er empfand die Wehmut eines Mannes, der eines Morgens ein zartes Bäumchen seines Gartens erfroren findet und erkennt, daß es sein schönstes Bäumchen gewesen; er empfand eine Trauer, wie sie junge Eltern empfinden, denen ein kaum Geborenes gestorben ist; er empfand den dumpfen, unbefreiten Schmerz um ein werdendes, das, zu großer Schönheit bestimmt, im Keime vernichtet war.

Mechanisch griff er nach dem zweiten Briefe; mechanisch öffnete er ihn — er war von Numolt — mechanisch überflog er die ersten Zeilen, aber nur die ersten.

„Mein lieber Freund!

Von Ihnen hätte ich mündlich Abschied nehmen mögen. Aber es durfte nicht sein; denn Sie würden versucht haben,

mich zurückzuhalten. Sie sind von festerem Stoff als ich und werden, das weiß ich, den Kampf besser bestehen, den gegen der Menschen Stumpfheit, Trägheit und Niedrigkeit. Meiner Hand entsinken die Waffen. Damit Sie es nicht in gehässiger Entstellung hören, was mich zu meinem Scheiden veranlaßt, will ich es Ihnen selbst sagen. Ich habe einem meiner Schüler — ich glaube, ich habe Ihnen von ihm gesprochen — einem Untersekundaner, der zum zweiten Male hoffnungslos vor dem Examen stand und dessen Qualen ich nicht mehr mit ansehen mochte, in unerlaubter Weise geholfen, habe ihm die Examenaufgaben vorher mitgeteilt. In seiner Freude hat es der Junge nachher selbst ausgeplaudert. So bracht' die Sonn' es an den Tag. Hätte er das Examen nicht bestanden, wär' er aus der Welt gegangen; nun gehe ich, und das ist besser. Lebten Sie wohl, teurer Freund; unsere Freundschaft war kurz, aber wahr. Ich danke Ihnen schöne Stunden, von denen ich dort erzählen will, wohin ich gehe.

Numolt.“

Ismus hatte die letzten Zeilen mit fliegendem Atem gelesen; jetzt sprang er nach der Tür.

„Wo willst du hin?“ rief Frau Rebekka, „dein Essen ist fertig!“

„Ich esse nichts — ich muß —“

„Junge, du hast ja keinen Gut auf! Was ist denn los —?“

Er entriß ihr den dargebotenen Gut und stürmte mit dem Rufe: „Ich muß weg!“ hinaus.

Ohne Besinnen stürzte er über Stock und Stein nach Numolts Wohnung. Die Wirtin bestätigte ihm weinend das Schreckliche. Am Ufer des Kanals hatte man den Kad und Gut gefunden, die Leiche war noch nicht gefunden worden.

Aber am nächsten Tage fand man auch sie. —

Das war eine denkwürdige Post gewesen. Zwei Briefe, und jeder ein Schlag. An einem Tage Freund und Geliebte verloren; denn von nun an war sie ihm Geliebte.

45. Kapitel.

(Wenns kommt, dann kommts in Hausen.)

Was wird nun kommen? dachte Ismus. Denn er glaubte an sein heimatliches Sprichwort: „Wenn't kommt, denn kommt't in Hausen.“

Und ein drittes Unglück kam, aber nicht von außen, sondern ganz heimtückisch aus dem tiefsten Innern richtete es sich auf wie eine Ratter aus dunklem Dickicht. Ihm kamen Zweifel am Wert seines Berufes.

Mit dem jähen Optimismus der Jugend war er an diesen Beruf herangetreten. Jeder Jüngling, auch der bescheidenste, hat, wenn auch kaum bewußt, das Gefühl: Wenn ich in die Welt eingreife, wird es anders, wird es schneller vorwärtsgehen — wie ein ungezügelter Reiter, dem der Zug zu langsam fährt, das Gefühl hat: Könnt' ich aussteigen und nachschieben!

„Hätt' ich tausend Arme zu rühren!
Könnt' ich brausend die Räder führen!
Könnt' ich wehen durch die Gaine!
Könnt' ich drehen alle Steine!“

und wenn er sich auch sagt, daß vor und mit ihm Bessere und Stärkere wirken und gewirkt haben — er glaubt nicht, daß einer so viel Lust und Mut gehabt wie er, vor allem nicht, daß einer so viel Glück gehabt, wie er haben wird!

Und nun erreichte er nicht mehr als die anderen! Nun ja, er leistete vielleicht etwas mehr als dieser und jener, und seine Kollegen und Freunde rühmten zuweilen seine Leistungen; aber ganz etwas anderes hatte er gehofft, ganz etwas anderes! Er wußte ja freilich von früher her, daß Unterrichten kein ununterbrochener Sieges- und Eroberungszug sei; aber doch hatte er sich Erziehung und Unterricht im stillen als eine Fleischwerdung des Lehrwortes gedacht. Aber das Wort ward nicht Fleisch: Seine Zungen konnten am Ende des Jahres etwas mehr als zu Anfang; aber sie waren dieselben Menschen geblieben, wenigstens merkte er keine Aenderung. Die Guten, Offenen, Garten waren zwar offen, zart und gut

geblieben; aber die Hohen, Hinterhältigen, Unwahrhaftigen waren sich nicht minder treu geblieben. Es schien ihm auch, daß die Klugen zwar klug blieben, die Dummen aber auch dumm. Und gerade die Dummen waren das ewige Ziel seiner Mühen; zu ihnen kehrte er, wie magnetisch gezogen, immer wieder zurück; denn daß die Klugen etwas begriffen hatten, bedeutete ihm nichts, solange die Dummen im Dunkel saßen. Das schien ihm die fürchtbarste Ungleichheit und Ungerechtigkeit der Welt, daß die einen spielend und lachend erhaschten, was die andern mit Nengsten und Mühen nicht erringen konnten. Und die Welt kommt nicht vorwärts, wenn die Dummen nicht mitkommen, dachte er. Und er machte es sich zur tollkühnen Aufgabe, aus den Dummen Kluge zu machen; alle sollten alles lernen; in seiner Schar sollte keiner zurückbleiben. Herr Drögemüller hielt ihm vor, daß er im Pensum zurück sei, und das war deshalb, weil es ihn immer wieder zu den Schwächsten hinzog, weil ihn immer wieder dies wunderbare Geheimnis der Dummheit lockte. Er konnte sich Viertelstunden, halbe Stunden lang mit solch einem verschlossenen Geiste einkapseln und das verworrene, zerriffene Gespinnst seiner Vorstellungen mit langsam tastenden Fragen zu ordnen und zu entwirren suchen; er gab in einer Oberklasse den geographischen Unterricht, und er setzte sich vor, nicht zu ruhen, bis alle die Entstehung der Jahreszeiten aus der Stellung der Erdoachse zur Ekliptik begriffen hätten, und zuweilen sprang plötzlich aus solch einem leeren Auge ein Funke wie aus einem toten Stein, und dann kam aus Asmus' Augen ein Strahl, und Licht floß zusammen mit Licht und machte die Erde selig und schön — aber wenn das Hirn sich dem einen erschlossen hatte, verschloß es sich dem andern um so fester, und ob Asmus auch mit zusammengebissenen Zähnen rang und bohnte — er mußte daran zweifeln, allen seinen Schülern den auf- und abschwappenden Jahresreigen von Licht und Schatten verständlich zu machen.

Dabei quälte ihn mit Recht der Gedanke, daß er über den Schwachen die Starken vernachlässige und sie durch den langsamen Gang des Unterrichts langweilen und unlustig machen müsse. Aber konnte er sich denn überhaupt allen so hingeben, wie es geschehen müßte, wenn man ihn fünfzig, ja sechzig Menschenkinder auf den Hals lud? Es konnte ja alles nur oberflächliche Hutsch- und Puscharbeit, nur äußerlicher Bildungsaufputz werden. Es bemächtigte sich seiner das Gefühl, daß überhaupt alles töricht und falsch sei, was er da treibe, und zwar von der Wurzel aus falsch; von einem tieferen Grunde her müsse alles anders angefaßt, müsse auch ganz anderes erstrebt werden. Er erinnerte sich, daß sein bestes Lernen immer ein Erleben gewesen sei. Aber dies Lernen in der Schule, wie er es nach dem herrschenden Formalismus betreiben mußte, war kein Erleben. Es drang nicht zum Innersten und Tiefsten des Menschen hinab. Und er dachte sich einen Menschen, mitten in den Kampf des Lebens gestellt. Was er da brauchte — gab ihm das die Schule? Non scholae sed vitae! (Nicht für die Schule, sondern fürs Leben!) hatte es im Seminar geheißt. Leerer Schall. Das Meiste, was er den Kindern geben mußte, war nicht Lebensbrot, waren nicht Lebensworte, nicht Lebenswerte.

So hoch ihn sein Optimismus getragen hatte, so tief versank er jetzt in Mißmut und Verzagen, und Melancholie bog seinen Mut „wie eine junge Weide bis an den Rand des Lebens“. Jene unversieglige Federkraft aus tiefstem Lebensgrunde — nun schien sie dennoch versiegt.

Deftter als sonst bezog er in Gemeinschaft mit Heide, Goers und Stockelsdorf die Akademie des Herrn Kuhlmann und war dann nicht selten der Ausgelassenste von allen; aber seine Scherze hatten eine Bitterkeit und Schärfe, die die Freunde oft erstaunt und befremdet aufblicken ließ. Manchmal verstummte er mitten in der tollsten Lustigkeit, mitten im eifrigsten Diskurs und sprach dann den ganzen Abend kein Wort mehr. Dann hatte ihn das Gefühl überfallen: Was soll der ganze Unsinn? Darum ging er auch noch öfter allein ins Wirtshaus. Er hatte ein abgelegenes Hotel entdeckt, in dessen Speisesaal er ganz allein den Abend verbringen konnte. Das liebte er jetzt: ganz allein mit einer Flasche in einem möglichst großen Saale sitzen und sinnieren und träumen. Nur wenn der Kellner kam, unterhielt er sich gern eine Weile mit ihm. Es hatte ihn immer schwer geärgert, wenn er einen Kellner schlecht und geringschätzig behandelt sah, wie es ihm überhaupt so schien, als wenn die Menschen diejenigen, die ihnen die härtesten und lästigsten Arbeiten abnahmen, am verächtlichsten behandelten. Er suchte, es an seinem Teile gutzumachen, behandelte die Kellner nun extra als Gentlemen und gab ihnen

so reichliche Trinkgelder, daß einige, allerdings wenige von ihnen zuweilen eine abwehrende Gebärde machten und sagten: „Doch — lassen Sie doch — ich habe ja erst vorher bekommen!“ Sie nahmen es aber immer.

(Fortsetzung folgt.)

Der Garten des Laubenkolonisten.

Juni.

Als jüngst am späten Abend das fürchtbare Hagelwetter herniederging und der Himmel durch das unaufhörliche Wetterleuchten magisch beleuchtet war, hatte Herr Priezle eine schlaflose Nacht, nicht nur, weil ihm die Schlossen die Fenster der Schlafstube zertrümmerten, was seine Frau zur schleunigen Flucht veranlaßte, sondern auch, weil er Hagelschaden im Garten fürchtete. Am nächsten Morgen ist er dann nicht zur Arbeit, sondern hinaus nach Neu-Vogelsdorf gefahren, um seinen neuen Paradiesgarten einer peinlichen Beaugenscheinigung zu unterziehen. Dabei hat sich denn herausgestellt, daß Priezle wie immer, so auch diesmal einem gültigen Bescheide danken konnte, denn das Hagelwetter hatte zufällig gerade da aufgehört, wo sein Garten anfängt, nur einige zerschlagene Kohlblätter bezeichneten die Grenze. Nicht so günstig wie in Priezles Garten ist aber das Unwetter an anderen Orten verlaufen. An vielen Stellen hat der Hagel in Verbindung mit dem wolkenbruchartigen Regen namentlich in den Laubenkolonien fast alle Hoffnungen auf eine befriedigende Ernte vernichtet. Die größeren Pflanzen sind zerschlagen, geknickt, die kleineren mit dem Gartenboden hinweggeschwemmt worden. Glimpflich sind die Obstkulturen hinweggekommen; die meisten Bäume hatten abgeblüht, aber erst winzigen Fruchtansatz, bei welchem Beschädigung durch Hagel fast ausgeglichen ist; aber bei den wenigen späten Sorten, die noch in der Blüte standen, hatte diese Not gelitten. Nach solchem Frühjahrs Hagel bleibt nichts anderes übrig, als die zerschlagenen und weggeschwemmten Kulturen schleunigst zu erneuern, das heißt, die Beete frisch zu graben und danach frisch zu besäen und zu bepflanzen. Wie allerdings, um mit dem Dichter zu reden, einen verlorenen Augenblick kein Jahrhundert mehr zurückbringt, so ist auch der Zeitverlust, der mit derartiger Nachsaat verbunden, selbst bei dauernd günstigem Wetter nicht wieder einzuholen. Die Ernte wird wesentlich verzögert, Ausnahmen machen die vielfach zerschlagenen Gurken, Kürbisse, Tomaten und die den Mistbeeten entnommenen und, deshalb weichen Selleriepflanzen, zu deren Nachpflanzung es noch gerade Zeit ist. Man pflanzt dann aber von Gurken und Speiselerbisen nicht die späten, größten Sorten, sondern kleinfrühtigere frühere; ganz besonders aber von Tomaten nur allerfrühesten Sorten, wie die schöne, früher empfohlene Sorte „Johannisfeuer“ und die gleichfrühe „Alice Roosevelt“.

Wenn der Himmel seine Schleusen so reichlich öffnet, wie es in diesem Frühling bisher der Fall gewesen ist, dann hat man, abgesehen von dem Angießen, das jeder jungen Anpflanzung folgen soll, die Siebkanne nur selten zu handhaben. Trotz allem würde aber vielen Kolonisten etwas mehr Sonne und etwas weniger Regen entschieden gelegener gewesen sein. Abgesehen davon, daß vorwiegend trübe Bitterung die Entwicklung der Kulturen überhaupt verlangsamte, schaden allzu reichliche Niederschläge nur in tiefen Lagen und namentlich in Moorböden, der bei reichlicher Nässe sauer wird; im Sandboden der höheren trodenen Lagen dagegen nehmen die Kulturen keinen direkten Schaden, da unser Sand ähnlich wie ein Sieb wirkt, das heißt die Niederschläge rasch durchläßt, wodurch freilich bei fortgesetztem Regenwetter viel Dungstoffe unwiderbringlich in die Tiefe geführt werden und dann für die meisten Gewächse verloren sind. Man sollte bei vorherrschendem trübem Wetter aus diesem Grunde, namentlich bei gesunden und tüchtigen Kulturen, durch gelegentliche Dunggüsse nachhelfen. Sie dürfen in trockenem Boden immer nur nach vorausgegangenem Sießen mit reinem Wasser gegeben werden. Es ist immer besser, öfter und in schwächeren Lösungen zu düngen, als seltener und in stärkeren, da durch letzteres manche Pflanzen Schaden leiden. Jauche muß so stark mit Wasser verdünnt werden, daß sie hell- und dünnflüssig ist. Wenn man in der Nachbarschaft strohfreien Kuhmist zu deren Herstellung beschaffen kann, so ist diesem der Vorzug zu geben. Wo Hühner und Tauben gehalten werden, nehme man den sehr stickstoffreichen, aber auch scharfen und hygien und deshalb mit Vorsicht anzuwendenden Dung dieses Geflügels, und wo man auf konzentrierten Kunstdünger angewiesen ist, da beachte man, daß 2 Gramm auf je einen Liter Wasser in der Regel die Grenze nach oben bilden.

In einer so feuchten Zeit wie der gegenwärtigen ist ferner zu beachten, daß durch fortgesetzte Niederschläge, namentlich durch wolkenbruchartigen Regen, der Boden festgeschlagen wird und in dieser festen Beschaffenheit garten Pflanzenwurzeln Widerstand entgegensetzt, außerdem das Eindringen von Luft und Wärme erschwert. Dem beugt man vor durch recht sorgfältiges Behacken der Beete, das immer und immer wieder bei Eintritt sonniger Bitterung vorgenommen wird. Dabei findet dann auch eine regel-

mäßige Vertilgung des Unkrautes statt. Mit diesem Behaden nimmt man zu gleicher Zeit das Wehäufeln vor; es wird bei Bohnen, Erbsen und Gurken einmal, bei allen Kohlgewächsen mehrmals vorgenommen; namentlich bei letzteren ist es von großer Wichtigkeit. Durch das Heranziehen der Erde an den Strunk der Pflanze gewinnt dieser bedeutend an Festigkeit, die Bewurzelung wird eine reichere und die Pflanze dadurch befähigt, die in vorgeprägelter Entwicklung sehr schweren Köpfe tabellos zu tragen.

Bei allen diesen und hundert anderen Arbeiten, die jetzt und überhaupt im Laufe des ganzen Sommers vorzunehmen sind, kommt es aber nicht nur darauf an, daß man sie ausführt, sondern daß man sie richtig, d. h. sachgemäß und zur rechten Zeit ausführt. Nur dann sind sie als ernste, dem Pflanzentum vorteilhafte gärtnerische Betätigungen aufzufassen, während sie sich im anderen Falle als zwar zeitraubende und körperlich anstrengende, aber nutzlose, den Pflanzen mehr Schaden als Nutzen stiftende Vorkehrungen kennzeichnen. Um aber alle diese Arbeiten korrekt und zur rechten Zeit ausführen zu können, dazu bedarf der Barzellenbesitzer und Laubenkolonist unbedingt eines kleinen Lehrbuches, das ihn in leicht verständlicher, klarer Sprache und unter Berücksichtigung der beschränkten Mittel und der bescheidenen Verhältnisse, unter denen er zu wirtschaften hat, über alles Wichtige in klarer, zuverlässiger Weise aufklärt. Ein solches Büchlein, dessen Fehlen, wie ich aus Erfahrung weiß, durch Jahre schmerzlich vermisst wurde, ist jetzt aus der Feder von Max Hessdorffer unter dem Titel „Der Kleingarten, seine Anlage, Einteilung und Bewirtschaftung“ im Verlage von Paul Parey, Berlin, Hedemannstr. 10, erschienen. Trotz seines reichhaltigen, in jeder Hinsicht brauchbaren und zuverlässigen Inhalts und der gebiegten hübschen Ausstattung kostet diese Schrift, und das ist wesentlich, im Einzelverkauf nur 60 Pf., das Hundert 45 Mark. Zahlreiche Kolonisten arbeiten bereits erfolgreich nach diesem Buche, und viele Vereine Groß-Berlins haben es für ihre Mitglieder in Hunderten von Exemplaren angekauft.

Eine außerordentlich sorgfältige und korrekte Pflege erfordern jetzt die Obstkulturen. Im Gemüsegarten, wo uns der Spargel, dessen Stechen gewöhnlich bis Johanni (24. Juni) fortgesetzt wird, das erste delikate Gemüse des Jahres liefert, folgt ihm nun bald die Köstlichkeit der Früchte, die in unseren Breiten reift, die Erdbeere. Wie alles, so läßt auch sie in diesem Jahre länger als sonst auf sich warten, da voraussichtlich die frühesten Sorten, die in normalen Jahren Ende Mai reifen, in diesem Jahre erst von Mitte Juni ab geerntet werden können. Die Erdbeeren, die wir jetzt überall in den Geschäften finden, sind französischen Ursprungs, sie stammen aus der Provinz Aucluse, wo sie in großem Umfange hinter Schutzwänden gezüchtet werden. Da die Erdbeeren aber eine außerordentlich weiche und beim Transport sehr empfindliche Frucht ist, so stehen diese französischen Erdbeeren in bezug auf Bekömmlichkeit und Wohlgeschmack weit hinter jenen zurück, die wir in wenigen Tagen unseren eigenen Kulturen entnehmen können. Lassen die eigenen Erdbeeren auch lange auf sich warten, so versprechen sie doch diesmal einen ungewöhnlich reichen Ertrag. Will man Größe und Wohlgeschmack der Früchte erhöhen, und sich mit einer an Fruchtzahl kleineren, aber an Wert und Gewicht nicht geringeren Ernte begnügen, so tut man gut daran, an den reich beladenen Pflanzen die am wenigsten entwickelten Beeren im grünen Zustande fortzuschneiden, was für die verbleibenden von enormem Gewinn ist. In gleicher Weise verfährt man bei Äpfeln und Birnen — aber erst vom Ausgang dieses Monats ab —, wenn die Früchte etwa Kirchengröße erreicht haben. Beide Fruchtgattungen blühen bekanntlich in kleinen Dolden, und wenn die Blüte wie in diesem Jahre günstig verläuft, der Fruchtansatz ein befriedigender ist, so setzt eine solche Dolden 4—6 und mehr Früchte an. Bei fortschreitender Entwicklung bedrängen sich diese Früchte gegenseitig, die Aeste biegen sich unter der Last des Fruchtansatzes und brechen, wenn sie nicht sorgfältig gestützt werden, und schließlich fällt auch in halber Entwicklung ein großer Teil der überzähligen Früchte ab, während die Verbleibenden teilweise verkümmern. Um diesem Uebelstande vorzubeugen, nehme ich seit Jahren an meinen eigenen Obstbäumen ein Auslichten des Fruchtansatzes vor, ganz besonders bei großfrüchtigen Sorten, und zwar in der Weise, daß ich an jeder Fruchtolden nur die stärkste und am gleichmäßigsten entwickelte Frucht belasse, die übrigen abschneide. Auch hierbei ist das Endresultat der Ernte in bezug auf Gewicht um nichts geringer als bei nicht ausgedünnten Bäumen, aber die Beschaffenheit der Früchte ist eine bedeutend bessere. Ich kann im Herbst in unserem geringen Sandboden gewachsene Äpfel aufweisen, die ein Gewicht von 500—650 Gramm pro Stück haben, und großfrüchtiger; sie bilden nicht die Ausnahme, sondern die Regel.

Mutter! . . .

Die Fräulein packen. Das heißt sie sitzen im Schaukelstuhl, kritisieren Lucies Bräutigam, flüstern, lachen und essen Pralines. Und Minna packt. . .

„Minna . . .“ erinnert sich die Ältere plötzlich. (Sie ist knapp sechzehn, aber sie kommt sich schrecklich alt vor.) „Minna —? Ja, ja, es stimmt. . . Erst das da. Wäcker und Noten. Das Schwere

immer unten. Dann die leichteren Sachen. Und oben auf — ganz oben auf — die Kleider. . .“

Dann lehrt sie zu Pralines und Bräutigam zurück.

Minna packt. Ihre roten Finger nehmen vorsichtig Geste und Mappen und schieben sie übereinander im Koffer auf. Daß keine Lücken entstehen. . . Das Schwere unten und die Kleider erst ganz zuletzt. . . oben auf. . .

„Morgen abend sind wir zu Hause,“ sagt das Fräulein. „Endlich! Manchmal habe ich gedacht, ich erleb's nicht mehr. Und nun — ja, also wieviel sind's denn noch, Lotte? Bar! mal: also vier und zwei und dann sechzehn — Himmel! — zweiundzwanzig Stunden!“

„Zweiundzwanzig. . .“ sagt die jüngere.

Wenn Johann uns abholt, kann ich lutschiern! Und den ersten Feiertag kommen Hans und Kurt und Elly mit ihrem Bruder. Papa schreibt, wir können tanzen. . .

„Nachmittags machen wir nach dem Wolfsberg 'rüber. . .“

Wenn Elly kommt. . .“

Minna packt. . . Die Mappen und Wäcker liegen geordnet im Koffer, nun bloß noch Kleider und Wäsche. Ihre Finger fahren streichelnd über das weiße Linnen. Ja, das ist Wäsche! Diese Stidereien, diese Monogramme darauf! Große und kleine — alle in Seide! So gewunden und verschnörkelt, daß niemand sie lesen kann. Eben ist's noch ein K, ein richtiges, greifbares K — hops! macht's einen Sprung und schon wird ein G, ein F, ein D, ein r-beliebiges Ding daraus! Die feinen Leute lieben das so. Die feinen Leute verstehen das. . .

„Die Plaids lassen Sie draußen,“ sagt das Fräulein, „die schnallen wir ein. Plaids kann man immer brauchen. . .“

Minna nickt.

Und fein sind sie. Fein und reich. . . Die Älteste geht in schwarzgeblenden Strümpfen und nimmt Klavierstunden bei einem Herrn Professor mit rasiertem Gesicht und langen Haaren. Zwanzig Mark pro Stunde hat die Pensionsvorsteherin gesagt. Zwanzig Mark! . . . Und zu Hause haben sie ein Gut oder gar ein Schloß und Kutscher und Wagen und Pferde. Ja, reich sind sie, sehr reich! . . .

Der Koffer ist voll. Minna nimmt den anderen vor.

Und nun fahren sie zu den Ferien nach Hause. Nicht auf lange — auf zwei Wochen bloß. Nur so. . . die Eltern zu sehen. . . Und Minna seufzt.

Wer das kann! Sich in den Zug setzen und sagen: „Adieu! Schluß! . . . Jetzt fahre ich zu Muttern!“ Zu Muttern. . .!

Die Fräulein im Schaukelstuhl lachen. Minna packt und seufzt.

Aber das ist nicht leicht. Geld gehört dazu, viel Geld. Denn zu Muttern ist's weit. O, wie weit! Ganz hinunter — noch weit hinter Bromberg — nach Polen zu. Ein Brief geht zwei Tage. Oder waren es drei? Zwei oder drei — es ist schon lange her, daß der letzte gekommen. . . Wie lange wohl? Fast ein Jahr, sehr, sehr lange. . . Mutter fällt es schwer, zu schreiben. Mutter hat trankne Augen. Mutters Hände zittern oft. Mutter — ist alt. . . Ja, wer zu Muttern könnte! . . . Ein paar Tage bloß! Ein paar Tage fort von der spignafigen Vorsteherin, die von früh bis spät antreibt und hegt, treppauf, treppab, und nie, nie ein gutes Wort hat. . . Fort von den fremden, kalten Menschen, die nur schimpfen und schreien — nach Hause, zu Muttern. . .

„Sind Sie fertig?“ fragt das Fräulein.

„Gleich. . .“

„Nun, wir gehen hinunter — zum Kaffee. . .“

Einem Augenblick stehen beide vorm Spiegel. Dann wirbeln sie hinaus und den Korridor entlang klingt ihr Klichern und Lachen. Minna liegt auf den Knien und packt. . .

Zu Muttern. . .! Mutter schreibt nicht, schreibt nicht. . . Nicht mal zu den Feiertagen. Schon ein Jahr. Warum? — Wer weiß. Mutters Hände zittern — Mutter ist längst alt. Vielleicht ist sie krank? . . . Und niemand ist bei ihr, niemand der sie pflegt. . . der sich kümmert. . . der. . .

Minna sieht verstört auf.

Vielleicht, ja vielleicht. . . ist sie gar. . . ist. . . sie. . .

Minnas Kopf sinkt auf den Koffer. Ihre Hände pressen sich fest an die Schläfen. Ihr kleiner Körper zuckt und bebzt. Und durch das Zimmer dringt ihr leises Schluchzen: . . .

„Mutter. . . Mutter. . . Mutter. . . Mutter! . . .“

LB. P. Larsen.

Kleines feuilleton.

Gleich und Ungleich. Wenn man sagen will, daß sich zwei Dinge so gut wie nicht unterscheiden, so drückt man sich gern so aus: sie sehen einander gleich wie ein Ei dem anderen. Daß nun häufig zwei Dinge in der Welt einander sehr gleich, genauer genommen: sehr ähnlich, sehen, ist unstreitig richtig. Ob es aber wirklich zwei Dinge gibt, die einander tatsächlich ganz gleich sind oder an denen wir wenigstens keine Verschiedenheit wahrnehmen können, ist eine andere Frage. Der Philosoph Leibniz hat sie grundsätzlich verneint. Als man ihm einwendete, daß doch zahlreiche Baumblätter einander ganz gleich sein müßten, wurde die

Probe angestellt, und man fand nicht ein einziges Paar von Wättern, an dem nicht irgend welche Verschiedenheiten bemerkbar waren. Diese Erfahrung läßt sich fortsetzen, und mit höchster Wahrscheinlichkeit darf man behaupten, daß zwei wirkliche Dinge oder Erscheinungen in der Welt niemals ganz gleich sind. Es gibt nicht zwei gleiche Eier, es gibt nicht zwei gleiche Menschen, ja, es gibt auch nicht zwei gleiche Bewegungen. Wirft man einem Menschen vor, er sei sehr „mechanisch“ und wiederhole von Tag zu Tag die gleichen einformigen Bewegungen, so bedarf es nur eines genaueren Zusehens, und man wird finden, daß selbst derartiges niemals ganz gleich ist.

Also wird es auch niemals zwei Menschen geben, die in derselben Zeit gleichviel Schritte machen oder die gleichviel Haare auf dem Kopfe haben? Schätzen wir einmal ab, um welche Zahlen es sich hier handeln mag! Suchen wir zuerst die größte Zahl von Schritten, die wir uns bei einem Menschen denken können! Wir nehmen an, ein Mensch mache in der Sekunde zwei Schritte; dann macht er in der Minute 120, in der Stunde 7200, und im Tage, wenn wir diesen zu 15 Stunden rechnen, 108 000 Schritte, bei 18 Stunden 115 200 Schritte. In den 365 Tagen des Jahres mögen dies rund 40 Millionen Schritte sein, womit allerdings nur ein kaum jemals vorkommendes Höchstmaß gemeint sein kann.

Wie viele Menschen gibt es nun gleichzeitig auf der Welt? Es mögen 1000—2000 Millionen, sagen wir: 1½ Milliarden sein. Rechnen wir für unseren Zweck, mit Ausschluß von Kranken und Kleinsten Kindern, etwa eine Milliarde! Kann nun jeder von diesen 1000 Millionen Menschen eine von der Schrittezahl aller anderen Menschen verschiedene Anzahl von Schritten im Jahre machen? Offenbar nicht: denn dann müßte einer von ihnen mindestens 1000 Millionen Schritte machen. Ueber 40 Millionen aber wird es, wie wir sahen, kaum einer bringen; und selbst wenn unser Ansatz von zwei Schritten pro Sekunde zu niedrig ist, ändert sich doch nicht viel. Nun nehmen wir weiterhin an, der erste Mensch mache täglich einen, der zweite Mensch täglich zwei Schritte usw., der vorläufig letzte aber 40 Millionen. Dann müssen sich jene 1000 Millionen auf diese 40 Millionen verteilen, und jede Schrittezahl wird danach von 25 Menschen gemacht. Tatsächlich aber ist diese gleichmäßige Verteilung höchst unwahrscheinlich, und aller Voraussicht nach wird ein mittleres Schrittmäß von einem Bielsachen der Zahl 25 eingehalten werden.

Wieviel Haare hat wohl ein Mensch auf dem Kopfe? Vor einiger Zeit gab es bei einem öffentlichen Schaufrisieren eine Perücke, deren Verfertiger ihre Haare gezählt hatte: es sollen 86 857 gewesen sein. Anderswo hat man bei verschiedenen Menschen die Haare auf einem Quadrat Zoll gezählt, den Durchschnitt davon auf 1076 berechnet und diese Zahl auf die Gesamtfläche eines Kopfes übertragen. Da soll das Resultat von 127 920 herausgekommen sein. Wieder anderswo hat man sogar die Farbe der Haare unterschieden und dabei die Dichtigkeit des Haarwuchses nach der Farbe variierend gefunden. Rote Haare sollen 9200 sein, Braune 11 800, schwarze 105 050, blonde 143 000.

Eine einigermaßen erträgliche Uebereinstimmung ist hier immerhin vorhanden. Nehmen wir wiederum, wie vorhin bei den Schritten, ein Höchstmaß an, also die Zahl von 148 000 bei den blonden Haaren! Der wievielte Teil von uns anderthalb Milliarden Menschen ist dies? Es ist etwa der 10 000ste. Wenn sich also die anderthalb Milliarden in genau gleichförmiger Weise auf die verschiedenen Möglichkeiten der Anzahl von Haaren verteilen, so gibt es 10 000 Menschen, welche ein einziges Haar haben, 10 000, welche zwei haben, usw., dann immer wieder 10 000 bis hinauf zu jenem Höchstmaß. Daß die vollständige Kahlheit mancher Personen an dem Ergebnis nichts wesentliches ändert, leuchtet wohl ein. Aber noch mehr: aller Wahrscheinlichkeit nach gibt es bei den allermeisten Menschen ein Mittelmaß der Haarzahl, sagen wir etwa um die 30 000 herum. Also ist mit aller wünschenswerten Sicherheit bewiesen, daß mindestens zwei Menschen gleich viel Haare auf dem Kopfe haben.

Wir erkennen wohl leicht den Gegensatz zu jener Erfahrung, daß es nicht zwei genau gleiche Dinge oder Erscheinungen in der Welt gibt. Die Zahlen sind eben eine andere Welt als die der wirklichen Dinge. Sie schaffen aus der Naturwelt eine künstliche Welt, mit unveränderlich festen Grundlagen, bei denen es keine kleinen Nuancen des Mehr oder des Minder gibt. Hundert und Hundert sind einander so genau und so sicher gleich, wie sich sicher und genau sagen läßt, daß unter hundert Äpfeln nicht zwei einander völlig gleichen.

H. S.

Naturwissenschaftliches.

Das Zusammenleben von Tier und Pflanze. Die Hydra viridis, eine weitverbreitete Art der Siphonopolypen, ist ein kleines unscheinbares Geschöpfchen von etwa fünf Millimeter Länge, das häufig an den unteren Blattseiten der Wasserlinse haftet. Gleichwohl besitzt es mancherlei sehr interessante Eigenschaften, die zum Teil immer noch nicht völlig aufgeklärt sind. Der Naturforscher Trembley hatte im 18. Jahrhundert zuerst die ungeheure Lebensfähigkeit des Tierchens, das eigentlich nur aus einer zylindrischen Walze mit sechs bis acht Fangarmen von vierfacher Leibeslänge besteht, nachgewiesen und meinte es sogar wie einen Handschuh umkehren zu können, so daß der Magen nach außen zu liegen käme, ohne daß es zu Grunde ginge. Er hatte gezeigt, daß verflümmelte

Teile überaus leicht nachwachsen und daß beim Zerschneiden des Tieres die Teilstücke ganz glatt zu zwei neuen lebenden Individuen auswachsen. Aber die Möglichkeit des Umsülpens ist nachträglich doch Gegenstand eines förmlichen Gelehrtenstreites geworden, und ebenso hat die grüne Farbe des Tierchens zu widersprechenden Ansichten geführt. Während mancher Forscher in den grünen Zellgebilden, die dem Tier Gesamtfärbung verleihen, Algen sahen, haben ihnen andere den Charakter der Chlorophyllkörper der Pflanzen zugeschrieben. Man hat schließlich die Ansicht Sempers als richtig angenommen, wonach bei der Hydra ein Fall von sogenannter Symbiose, das heißt eines Zusammenlebens von Tier und Pflanze, vorliegt. Welche Rolle die Alge dabei spielt, ist allerdings strittig. Man ist sich nicht einig darüber, ob sie die Atmung erleichtert, oder unter dem Einfluß des Lichts Nährstoffe liefert oder selbst als Nahrung dient. Einen interessanten Beitrag zu dieser Symbiose hat nun der englische Gelehrte Whittney im „Biological Bulletin“ veröffentlicht. Es ist ihm nämlich gelungen, die Symbiose aufzuheben und die Hydra in farblosem Zustande am Leben zu erhalten. Er erreichte dies, indem er sie in eine sehr schwache wässrige Glycerinlösung bringt, die etwa 0,5 bis 1,5 Proz. Glycerin enthält. Die grünen Körperchen verlassen unter Umständen die Leibeszellen, worin sie eingebettet sind, und wandern in das Innere des Tierchenschlauchs, von wo sie dann abgestoßen werden. Man findet sie anscheinend abgestorben auf dem Boden der Versuchsgefäße wieder. Wie lange die entfärbten Polypen weiterleben können, ist noch nicht festgestellt, doch wurde beobachtet, daß sie bis zu einem Monat aushielten. In der Glycerinlösung bleiben sie völlig farblos. Im Wasser vermögen sie die grüne Farbe wieder anzunehmen, doch ohne daß die Neigung dazu stark ist. Sofern sich Ausnahmen zeigen, scheint es, daß die Algen vorher nicht vollständig abgetötet oder entfernt worden waren, so daß eine rasche Vermehrung der im Körper zurückgebliebenen Reste die Ursache bildet. Wenn dies jedoch nicht der Fall ist, halten sich die farblosen Polypen unter gleichen Ernährungsbedingungen mit gleichzeitig angezielten grünen sehr lange. Whittney hat sie nach sieben Wochen noch absolut unverändert gefunden. Es scheint also, daß, wenn die für gewöhnlich im Eizustand auftretende Infektion mit Algen überwunden ist, nur sehr schwer eine neuerliche Ansiedlung der Pflanzenzellen erfolgt.

Anatomisches.

Das schiefe Gesicht und seine Ursachen. Schon der Anblick im täglichen Leben gestattet, bei einzelnen Menschen wahrzunehmen, daß die rechte und linke Hälfte des Gesichts nicht symmetrisch sind. Cesare Lombroso hat derartige Verschiedenheiten oder wenigstens ihre erheblicheren Grade als Entartungsstigma, als Mißbildung angesprochen und sie dadurch auf eine Stufe mit gewissen Anomalien des äußeren Gehörgangs, des Gaumens usw. gestellt. Eine durchaus entgegengesetzte Ansicht vertritt auf Grund eines höchst reichhaltigen Untersuchungsmaterials Richard Liebreich. Seine in den Sitzungsberichten der Pariser Akademie der Wissenschaften veröffentlichten Forschungsergebnisse lassen ihn annehmen, daß die unsymmetrische Entwicklung der beiden Gesichtshälften eine durchaus normale und ganz allgemein auftretende Erscheinung sei, die als unmittelbare Folge des aufrechten Ganges gedeutet werden müsse. Er gründet den ersten Teil seiner Behauptung auf Messungen an etwa 2000 Schädeln des Pariser Anthropologischen Museums, an 3000 des Colegio Romano in Rom und an 400 der Medizinschule in Cairo sowie auf eine Fülle von Riffenmaterial aus Beobachtungen an Lebenden, so daß alle Rassen auch aus längstvergangenen, ja vorgehlichen Zeiten berücksichtigt worden sind. Insgesamt lassen sich drei verschiedene Formen der Asymmetrie unterscheiden. Die erste und weitaus häufigste ist durch Verschiedenheiten der Backenknochen in beiden Gesichtshälften gekennzeichnet. Der rechte stellt in seinem am meisten hervorstehenden Teil nahezu einen rechten Winkel dar, während der linke sich in etwas offenerem Bogen nach rückwärts und oben abbiegt. Dadurch nehmen die Ränder der Augenhöhlen rechts und links eine verschiedene Stellung ein, während sie rechts in der Ebene des Gesichts liegen, stehen sie links in einer nach rückwärts geneigten Fläche. Ebenso wird der Oberkiefer unsymmetrisch. Bei der zweiten sehr seltenen Form treten die gleichen Verschiedenheiten in umgekehrter Weise auf: was vorhin rechts zu beobachten war, erscheint hier links. Ebenso selten ist die dritte Form: die unregelmäßige Asymmetrie. Die Ursache ist in dem letzten Stadium des Embryonallebens zu finden, wo bei normaler Lage das Becken der Mutter einen Druck auf die linke, in selteneren Fällen auf die rechte Wange des Kindes übt, wodurch die beiden ersteren Formen der Asymmetrie bedingt werden. Die dritte Form entsteht bei Hochlage des Kopfes, wo gar kein Druck stattfindet, aber durch Vererbung eine undeutliche und unregelmäßige Asymmetrie erscheint. Da nun die Lage des Kindes von den Mägen des Beckens und diese wieder von der Krümmung des unteren Teils des Rückgrats abhängen, die für den aufrechten Gang unerlässlich ist, erscheint die Asymmetrie als dessen unmittelbares Ergebnis.